

Zeitschriften als ›kleine Archive‹

Madleen Podewski

1. Zeitschriften als schwache und als starke Objekte

Das Konzept von Zeitschriften als ›kleinen Archiven‹ ist u.a. aus der Skepsis gegenüber literatur- bzw. textwissenschaftlichen Zugriffen auf Zeitschriften entstanden (vgl. Frank/Podewski 2022). Denn hier erscheinen sie als ›Texte‹, als kommunizierte Bedeutungszusammenhänge, die angemessen im Akt des lesenden Interpretierens, manchmal auch unter Einschluss von Kontexten der Produktion und Rezeption, zu erschließen sind. Das hat zur Folge, dass nur Einheiten gebildet und nur Beziehungen modelliert werden können, wie sie Zeichen-, Text-, Gattungs-, Autorschafts- und Rezeptionstheorien zur Verfügung stellen. Zeitschriften werden dabei der Literatur angeglichen; man geht davon aus, sie seien grundsätzlich von derselben ›Natur‹. Mit einem solchermaßen verwandt bzw. ähnlich gemachten Umfeld kann Literatur dann leichtgängig in viele Richtungen interagieren: In intertextuellen, in Text-Kontext-Relationen oder in Äquivalenz- bzw. Oppositionsbeziehungen lässt sie sich vernetzen, anreichern oder kommentieren und/oder als Bestandteil eines mehrere Beiträge umgreifenden Diskurses betrachten. Auch die vermuteten Lektürepraktiken historischer Leser:innen, die häufiger zur Absicherung der herausgearbeiteten Verknüpfungen unterstellt werden, ähneln ziemlich genau diesen literaturwissenschaftlich konditionierten Verfahren, Beziehungen herzustellen (vgl. Beck 2019).

Dabei bekommt man hier allerdings immer nur ausgewählte Beiträge, d.h. die Zeitschrift als ein Objekt mit vielen weißen Flecken präsentiert. Davon auszugehen, das reiche (erst einmal) aus, liegt allerdings sehr nahe bei einem veralteten Medienkonzept: bei der Vorstellung, dass Zeitschriften Behälter und mit ihren ›Inhalten‹ nur locker verbunden seien und dass es wesentlich darauf ankomme, was sich zwischen diesen ›Inhalten‹ abspielt. Damit rücken Zeitschriften als ganze, d.h. als konkret, »from cover to cover« (Latham/Scholes 2006: 522) gedruckte und periodisch aufeinanderfolgende Hefte in den Hintergrund – stattdessen wird das Textparadigma ermächtigt und als das stärkere Modell über sie gelegt. Eine besonders drastische Form nimmt das in der Zurichtung von Zeitschriftdigitalisaten zum Volltext an, für die komplexe Layoutstrukturen in aufwendigen Verfahren herausgerechnet werden müssen (siehe Priewe im Band). Im Deutschen Textarchiv etwa wird der Titelkopf einer Zeitschrift als »irrelevantes Material« be-

zeichnet und die in eine Texteinheit hineingesetzte Bildeinheit gar nicht mehr erwähnt (siehe Fontane 1885 in Deutsches Textarchiv).

Mehr und mehr machte sich Skepsis geltend gegenüber diesen und anderen Formen der Einverleibung, der Überschreibung von Zeitschriften mit disziplinär bereits etablierten Routinen:

A substantial majority of the work [...] suggests that its most profound and valuable insights focus not on the ›periodical itself‹ as an ›autonomous object‹ but to larger cultural fields to which the periodical is said to give us access. (Collier 2015: 101)

Zeitschriften werden so zu ›schwachen Objekten‹ (vgl. Podewski 2018), die es sich gefallen lassen müssen, mit Modellen erklärt und mit Verfahren analysiert zu werden, die von anderswoher kommen, mit denen andere, mittlerweile selbstverständliche und starke Objekte gebildet wurden: Texte, Kommunikationsprozesse, Sozialbeziehungen, Subjekt- oder Identitätskonzepte, historische Epochen oder kulturelle Sektoren. Im Grunde sind sie so Mittel zum Zweck, bestehende Forschungsfelder zu ergänzen und Zuständigkeiten zu erweitern.

Wie ungerecht das den Zeitschriften gegenüber ist, wie viel dabei auf der Strecke bleibt, muss einem eigentlich auffallen, wenn man die immense Titel- und Formatvielfalt und die hohe Dynamik der Zeitschriftengeschichte zur Kenntnis nimmt. Denn für Zeitschriften sind – das kann man bis heute an jedem Zeitschriftenregal in einer Bahnhofsbuchhandlung sehen (siehe Iqani im Band) – schier unzählige Formen des Zusammendruckens entwickelt worden: Sie reichen vom buchähnlichen und bilderlosen Rundschauformat mit langen Textbeiträgen über bunt gemischte, kleinteiliger gehaltene Magazine bis hin zu zeitungsähnlichen Illustrierten, die wiederum allesamt halbjährlich, monatlich oder wöchentlich erscheinen und die in unterschiedlicher Weise unterschiedliche Themen und Darstellungsformen präsentieren. Zudem differenzieren sich die meisten Formate auch noch weiter in mehrere, sich manchmal nur minimal voneinander unterscheidende Titel aus: So gibt es gegenwärtig etwa 30 Tätowermagazine in Deutschland, in den 1880er Jahren hatte man sogar die Wahl zwischen knapp hundert Familienzeitschriften.

Man verpasst mit Sicherheit etwas Wichtiges, wenn man diese Vielfalt beim Zusammendrucken unter den Tisch fallen lässt. Denn hier liegt etwas, worauf (historische) Kulturen bis in die Gegenwart hinein ganz offenbar nicht verzichten können und wollen, etwas, das nur Zeitschriften können, das ihre Mediumspezifik, ihre Stärke ausmacht. Mit dem Konzept von Zeitschriften als ›kleinen Archiven‹ soll eben das in den Blick genommen, angemessen beschrieben und erklärt werden (vgl. Frank/Podewski/Scherer 2009; Frank/Podewski 2022). Hier sind Zeitschriften als eigenständige, starke Objekte betrachtet: Es geht um die ganze Zeitschrift als ein kompaktes Artefakt, aus dem nichts herausgerissen werden kann; es geht um das gesamte Zeitschriftenfeld in seiner ganzen Differenziertheit und nicht nur um ein einzelnes Format oder einen isolierten Titel. Unter diesen Voraussetzungen kann dann auch eine eigene Zeitschriftengeschichte auf die Agenda gesetzt und die Frage aufgeworfen werden, seit wann und wofür (historische) Kulturen Zeitschriften eigentlich in dieser Vielfaltsdynamik brauchen, d.h. welche eigenständigen Leistungen sie in ihnen jeweils erbringen und in welchen Beziehungen sie

dabei zu anderen – zunächst den Print-, dann zu den jeweils ›neuen‹ – Medienformaten stehen.

2. Perspektive Wissensgeschichte: Druckordnungen als zentrale Agenturen der Wissensorganisation

Solche Fragestellungen liegen konsequenterweise außerhalb der Interessen und der Verfahren von akademischen Disziplinen, deren Zentrum andere Objekte bilden. Mit dem Konzept von Zeitschriften als ›kleinen Archiven‹ werden die Antworten deshalb auch nicht im Anschluss an sie, sondern aus der Perspektive der Wissensgeschichte gegeben. Dieser Rahmen ist gewählt, weil man hier Wege zur Distanzierung von einem mächtigen Grundparadigma gebahnt hat, das die Text-, Kommunikations-, Medien- und Kulturwissenschaften – kurz: die *Humanities* – prägt: vom »konstruktive[n] Humanismus«, der alle kulturellen Erscheinungen und Entwicklungen »auf intersubjektive Interaktionen und auf die Reproduktion symbolische[r] Ordnungen« zurückführt und historischen Wandel »mit einer Transformation kultureller Codes« gleichsetzt (Reckwitz 2008: 145).

In Orientierung an Foucaults Diskursanalyse, den Science Studies, der historischen Epistemologie und an der Akteur-Netzwerk-Theorie im Sinne Bruno Latours ist ›Wissen‹ als eine Kategorie konzipiert, die mehr und anderes zu berücksichtigen erlaubt und mit der vor allem der Mensch als Größe, um die sich alles dreht und mit der sich alles erklären lässt, seine zentrale Position verliert (vgl. Zittel 2014). Mit ihm als einzigm Akteur, der passive Dinge nach seinen Maßgaben intentional gebraucht, löst sich vor allem die Subjekt-Objekt-Differenz auf. Mit ihm als Kommunikator, der Medien als Transportmittel für seine Botschaften an andere nutzt, verschwindet die Medium-Botschaft-Differenz. Stattdessen rückt die Analyse von mehrgliedrigen Aushandlungsprozessen mit vielen verschiedenen, menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren ins Zentrum, wobei den ›Dingen‹, den ›Materiellen‹, den ›Körpern‹ und der ›Praxis‹ im Sinne eines aufgeklärten Animismus (vgl. Waldenfels 2010) eine neue, eigene Gestaltungsmacht bei der Wissensproduktion zugeschrieben wird.

Für die Zeitschriftenforschung ist vor allem wichtig, dass ›Wissen‹ hier insgesamt als eine mehrgliedrige, auf Übersetzungen basierende Prozessgröße entworfen ist, die nicht vollständig subjektabhängig ist, die also nicht als intentionale Handlung oder als explizite (sprachliche) Kommunikation behandelt werden muss. Das erlaubt und erfordert, Zeitschriften anders einzuschätzen und anders mit ihnen umzugehen als nach den Maßgaben hermeneutischer oder semiotischer Verfahren, die sie als menschliche Sinnsetzungen oder kulturelle Zeichencodes verstehen. Hier liegt auch das Motiv für den Rückgriff auf Michel Foucaults Konzept des ›Archivs‹. Denn es schlägt vor, Handlungen und Bedeutungen nicht mit sich selbst zu erklären, sondern mit der Frage danach, was sie als einzelne möglich und nötig macht. Mit dem ›Archiv‹ ist eine solche formierende Macht bezeichnet – eine, die »Aussagesysteme (Ereignisse einerseits und Dinge andererseits)« generiert und die damit »das Gesetz dessen [bildet], was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelner Ereignisse« erst ermöglicht (Foucault 1990: 187). Zeitschriften sind im Anschluss daran als eine solche Organisations-

macht verstanden, aber handfester und ›kleiner‹ als bei Foucault als eine mediumspezifische Agentur, die solche Regularien aus sich selbst heraus generiert.

Dabei sind auch noch weitere Akzente gesetzt: Zum einen werden Printmedien für die Wissensgeschichtsschreibung fruchtbar gemacht, wo sie bislang eine höchstens marginale Rolle spielen. Zum anderen wird vorgeschlagen, Printmedialität anders zu modellieren, als es bislang im Umfeld von Literatur- und Kulturwissenschaften üblich ist. Denn dort wird das Gedrucktsein bzw. das Gedrucktwerden von ›Texten‹ oder ›Bildern‹ in den Modi einer ›Materialphilologie‹ (siehe Kaminski im Band) berücksichtigt, denen die alten Zweiteilungen des konstruktiven Humanismus – variiert zur Differenz etwa zwischen ›linguistic code‹ und ›bibliographic code‹, zwischen ›Text‹ und ›Format‹ oder zwischen ›Bedeutung‹ und ›Visualität‹ – weiterhin innwohnen. Ähnliches gilt auch für die Rekonstruktion verzweigter Handlungsnetzwerke in einer praxeologischen Perspektive, in der die Differenz zwischen ›Subjekt‹ und ›Objekt‹ nur kleinteiliger gehalten und nunmehr in Mikrostrukturen projiziert ist (vgl. Hahn 2016).

Mit Zeitschriften als ›kleinen Archiven‹ geht es nicht um ein solches ontologisches ›Gedrucktsein‹, das als Endprodukt intentional gesteuerter Handlungsketten betrachtet wird oder das abgleitet ist von Absolutkategorien wie ›Materialität‹ oder ›Visualität‹. Vielmehr geht es um die historische Vielfalt konkreter Druckordnungen, die ein eigenes Wissen generieren – eines, das sich nicht auf Nichtgedrucktes (z.B. auf Subjektkommunikation, Drucktechniken oder eine abstrakte Materialität) zurückführen lässt. Damit ist zugleich eine noch grundsätzlichere Aufgabe gestellt: Kriterien zu entwickeln für die angemessene, d.h. historisch differenzierbare Erfassung der wissensgenerierenden Potenzen von Printformaten überhaupt. Der Vorschlag ist, sie konsequent als spezifische Organisationsmächte zu verstehen und die Vorstellung, sie seien zweckdienliche, ›Inhalte‹ vermittelnde ›Medien‹, durch das Konzept der Druckordnung zu ersetzen. So gilt es zunächst zu klären, was Druckordnungen sind und wie sie funktionieren: Sie entstehen, indem auf mehreren Ebenen Wahlen im Rahmen eines Optionenspektrums getroffen und diese Entscheidungen wiederum wahlweise koordiniert werden. Charakteristisch für eine Druckordnung ist, i) welche Art von Platz zur Verfügung steht (quantitativ: Formatgröße und Anzahl der Seiten- und Doppelseitenflächen; qualitativ: Relevanzgrade bei der Beschaffenheit, z.B. der Papierqualität), ii) aus welchen Elementen Einheiten gebildet und iii) wie sie jeweils zusammengesetzt werden, iv) welchen Umfang sie haben, v) wie sie über die Seiten verteilt sind, vi) mit wie vielen anderen Einheiten sie im jeweiligen Printprodukt zusammenkommen und vii) in welchen zeitlichen Frequenzen das solchermaßen Zusammengedruckte erscheint. Auf diese Weise unterbreiten Printmedien Vorschläge dafür, wie eine durchblätterbare Geordnetheit gemacht wird. Damit bestimmen sie auch über die Entstehung von Bedeutungsclustern und darüber, welche Rolle sie zusammen mit nicht-propositionalen Einheiten spielen, d.h. wie Zeichengruppen, Diagrammatisches und Grafisch-Visuelles portioniert, geformt und platziert wird, wie das alles interagiert und welche Relevanz es jeweils besitzt.

3. Zeitschriften als ›kleine Archive‹

Die Notwendigkeit, unterschiedliche Einheiten zu bilden und ihren Status zu flexibilisieren, entsteht erst in einer bestimmten historischen epistemischen Situation – in der Aufklärung (vgl. Frank 2017). Sie setzt die Verzeitlichung des Wissens und die Aufwertung der Empirie, d.h. der singulären Realien in all ihrer Mannigfaltigkeit, zu relevanten Wissenobjekten durch. Das konnte nur mit flexiblen Printmedienformaten gelingen. Diese lösen sich von den überkommenen, ans ›Buch‹ gebundenen topologisch-taxonomischen Wissensordnungen der Frühen Neuzeit (Zedelmaier 2002) und bringen andere Organisationsformen ins Spiel. Das sind im Wesentlichen i) in kurzen Takten gefeierte, auf Neuheit setzende, dekontextualisierte und in verdichteter Heterogenität gedruckte ›Informationen‹, ii) Mischungen von vorläufig gehaltenen ›Räsonnements‹ und iii) abgeschlossene, homogenisierte und auf Dauer gestellte ›Systeme‹. Die konkreten historischen Printmedien richten sich erst allmählich konsequenter an dieser Differenz von Funktionen aus, entwickeln damit – i) als Zeitungen, ii) als Zeitschriften, iii) als Bücher – ihr eigenes Profil und tragen so zugleich zur deutlicheren Unterscheidung dieser Wissensformen bei. Mit ihrer steigenden Relevanz wird bei der Wissensgenese zunehmend auf »extra-somatisch[e] Ressourcen« (Latour 2006: 208) gesetzt und nicht mehr primär auf individuelle Zurechenbarkeit und Verfügbarkeit. Mehr und mehr kommen jetzt die Regeln und Verfahren der Printmedienformate und des von ihnen aufgespannten Printmediennetzes ins Spiel und damit eine Expertise, die »as a property distributed across the system itself, with individuals serving mainly as semi- or sub-conscious participants« funktioniert (Liddle 2015: 389).

Damit setzt sich in der Aufklärung allmählich durch, was modernen Wissensgesellschaften Flexibilität und die Fähigkeit zu Komplexitätssteigerungen verschafft: die Differenzierung verschiedener Wissensformen in einem dynamischen Prozessgefüge, die Integration personaler Interaktionsformen in sie übergreifende extra-somatische Expertensysteme und die Notwendigkeit und Möglichkeit zu Verhandlungen – darüber, welche Form von Wissen in welchen Sektoren zentral, marginal oder gar nicht relevant ist, ob und wie lange es stabil ist oder untergeht; was jeweils wozu gehört, woraus sich was zusammensetzt, ob etwas kompakt bleibt oder in Halbfertigteilen auch noch anderswo eingebaut sein kann; welche Ähnlichkeiten und Differenzen bestehen sollen, was auf welchen Wegen zirkuliert. Zeitschriften sorgen wesentlich dafür, dass solche Verhandlungen in Form von Wissensflüssen in Gang gesetzt und gehalten werden. Dafür besetzen sie zum ersten eine intermediäre Position zwischen der Druckordnung ›Zeitung‹, die aus tagesaktuellen Notationen, d.h. vielem Einzelnen, aus Kontingentem und Flüchtigem besteht, und der Druckordnung ›Buch‹, die den Anspruch auf Dauerhaftigkeit für homogenisierte Gewissheiten formatiert. Zum zweiten füllen Zeitschriften diese Zwischenzone in einer kleinteilig gehaltenen, beständigen Überproduktion von Heften, Titeln und Formaten in einem breiten, in sich minimal differenzierten Spektrum an Druckordnungen. In einem solchen Feld, in dem ständig neue, sich immer in verschiedenen Punkten ähnelnde Hefte produziert werden, lassen sich permanent und kleinstufig Wege bahnen zwischen den unterschiedlichen Verhandlungspositionen sowie zwischen den unterschiedlichen Wissensformen ›Zeitung‹ und ›Buch‹, lässt sich Austausch leicht bewerkstelligen.

Dafür greifen Zeitschriften auf das zu, was ›Zeitung‹ und ›Buch‹ bieten, und transformieren es zu einer eigenen Einheit, mit der sie ihre Druckordnung bauen: Sie geben ihm eine aspektive Darstellung, reichern es semantisch an, geben ihm eine bestimmte Größe und platzieren es auf Heftseiten bzw. über mehrere Hefte hinweg. So halten sie es in umgestalteter Weise für eine bestimmte Zeit vor und bringen es dabei zugleich immer in Kontakt mit anderen Einheiten. All das geschieht nach titel- und formatspezifischen Regeln, auf deren Vielfalt und auf deren historische Dynamik schon eingangs als zentrales Zeitschriftencharakteristikum aufmerksam gemacht wurde. Mit einem solchen Neben-, In- und Nacheinanderdrucken mehr oder weniger heterogener Einheiten entstehen spezifische Gefüge, eigene, von der Kontaktpolitik der jeweiligen Zeitschrift bestimmte »environment[s]« (siehe Barnhurst/Nerone 2001: 7) mit verschiedenen Beziehungsformen zwischen den jeweiligen Einheiten. Auf diese Weise wird von den Druckordnungen der Zeitschriften vorgeschlagen, was auf welche Weise, in welchem Zusammenhang gesagt oder gezeigt werden kann, werden Wissenselemente auf ihre »Beispielhaftigkeit oder Wissenshaltigkeit, die Möglichkeiten des Anschließens, Einschließens und Weiterdurchdenkens oder Ausschließens und dem Vergessen Preisgebens vom Einzelnen her« (Frank 2014: 41) zur Prüfung vorgelegt.

Die kulturelle Relevanz dieses Vorschlags- und Prüfungsmodus geht daraus hervor, dass er möglichst vielen Teilnehmer:innen, möglichst immer und möglichst überall zugänglich ist und ebenso möglichst alle Daten solange prozessiert, bis die Verhandlungen als abgeschlossen empfunden werden. Seine Permanenz wird auf zwei Ebenen sichergestellt: auf der des einzelnen Titels in der Aufeinanderfolge von Heften und auf der des Zeitschriftenfeldes in der großen Titel- und Formatzahl, mit der kleinteilig variierte Optionen des Zusammendruckens vorgehalten sind. So ist diesem Vorschlagsmodus eine doppelt bestimmte Vorläufigkeit, ein doppelt bestimmter Gestus des ›Es gibt noch etwas!‹ inhärent: In der periodischen Erscheinungsweise trägt er einen Zeitindex, der für die Geltung des Zusammengedruckten eine Art Halbwertszeit etabliert, die zwischen der kurztaktig wiederholten Flüchtigkeit der ›Zeitung‹ und dem einmal gedruckten ›Buch‹ liegt. In der dichten Packung des Feldes ergibt er sich aus der Kopräsenz zahlreicher ähnlicher Titel, die regional verteilt sind und mit unterschiedlicher Frequenz erscheinen. Dieses permanente und ubiquitäre variantenreiche Zusammendrucken läuft auf ebenso variantenreiche Überlappungen hinaus. Das Zeitschriftenfeld ist also nicht angelegt wie eine Art Mosaik, in dem Hefte, Titel und Formate einen jeweils abgezirkelten Bereich besetzen. Mit der Überbelegung ist vielmehr dafür gesorgt, dass keine Lücke entsteht, d.h. dass es immer genügend Überschneidungen gibt, auch wenn ein Titel nur regional oder lokal oder kurzfristig erscheint. Deshalb auch kann ein Zeitschriftenheft oder ein Zeitschriftentitel nicht für sich einstehen oder gar repräsentativ für andere sein. Denn beide erfüllen ihre Funktion nur, weil sie immer inmitten solcher Überlappungsketten stehen – in einer Reihe von einander ähnlichen Heften oder in einer Kohorte aus zahlreichen ähnlichen Titeln. Ihr Wert besteht darin, zu einem Überangebot an feinen Unterschieden und gestuften Ähnlichkeiten beizutragen und somit dafür zu sorgen, dass sich Zeitschriften möglichst überall hin verbreiten und dass es dabei auch zwischen getrennt voneinander Gedrucktem immer etwas Vertrautes gibt.

4. Zeitschriftenliteratur

Wird die Gestaltungsmacht von Druckordnungen auf diese Weise einkalkuliert, ist ›Literatur‹ nicht nur in Zeitschriften, sondern ist gedruckte ›Literatur‹ überhaupt nicht mehr die vertraute ›Literatur‹ der Literaturwissenschaften und auch nicht die ihrer kultur- und medienwissenschaftlichen Erweiterungen. Denn – als publizierte – ist sie gefasst als etwas, das es nur in einer bestimmten Form der Druckorganisation gibt, das ›erdrückt‹ ist. Erst mit den jeweiligen Druckordnungen wird auf dem Printmedienfeld darüber entschieden, wo und wie sich ›Literatur‹ als etwas Unterscheidbares herausbildet, welche Funktionen das haben könnte und in welche Interaktionsformen sie dann mit Nicht-Literatur eingespannt ist. Wortlaut und Bedeutungsorganisation, das also, was – bei aller Flexibilisierung des Literaturbegriffs und bei allen Differenzen im Detail – das Kernobjekt der Literaturwissenschaft ausmacht, die Interpretationsverfahren und die Literaturgeschichtsschreibung bestimmt, sind in dieser Perspektive nur ein Aspekt neben sechs weiteren: Bedeutungen kommen nur als eine Druckeinheit in die Welt; erst so erhalten sie ihre Gestalt, ihren Charakter und ihren Status. Der umfangreiche Wortlaut eines Romans etwa ist mit der Druckordnung eines Buches Blatt auf Blatt auf eine Anzahl gleichförmig gestalteter Seiten bestimmter Größe verteilt, zusammen mit weiteren Seiten für Vorsatz, Schmutz- und Haupttitel zu einem Buchblock zusammengebunden und in eine Buchdecke eingeschlagen. Mit dieser Form des Zusammendruckens ist einer komplexen Form der Bedeutungsorganisation aus Wörtern ein Status großer Wichtigkeit verliehen, so dass weitgehend sie darüber bestimmt, auf welche Art von Zusammenhängen es hier ankommt: Mit den Titelangaben ist ein autorschaftlich verantwortetes ›Werk‹ aus ihr gemacht und im Zuge historischer Trainingsprozesse entfaltet sich die Sogkraft ihrer semantischen Kohärenz, so dass die Portionierung in Einzelseiten und das notwendige Umblättern in den Hintergrund rücken.

In Zeitschriften sind (nicht nur) Wortlaute ganz anders organisiert. Die Druckordnungen von Heften beanspruchen häufig weniger Platz, sie operieren mit mehreren und mit verschiedenen Einheiten und sie sind in periodisch getakteter Wiederholung immer wieder modifiziert. Ihre spezifisch formierende Macht entfaltet sich darin, welche und wie viele Worte zusammenhängend gedruckt werden, aus welchen Strich- und Punkt-rastern eine Bildfläche in welcher Größe entsteht und ob und mit welchen weiteren Elementen daraus komplexere Einheiten (z.B. Beitrags- oder Rubrikeinheiten, Text-Bild-Komposite) gebildet werden und wie viele davon ein Heft ausmachen. Die Formierung gilt auch der Platzierung dieser Einheiten und damit deren Durchmischungsgrad und einem allgemeinen Mischungsgrad. So wird einerseits festgelegt, ob Einheiten kompakt bleiben oder zerstreut und von anderem durchsetzt werden und andererseits, wie viele und was von ihnen auf Titel- und Rückseite und auf Doppelseiten jeweils zugleich zu sehen sind. Damit ist insgesamt auch die Qualität der Kontakte bestimmt, die zwischen den solchermaßen gebildeten und solchermaßen platzierten Einheiten zustande kommen. Was hier jeweils aufeinandertrifft, auf welchen Ebenen es sich ähnlich ist bzw. sich unterscheidet – z.B. thematisch, in der Darstellungsform, im Umfang, im Druckverfahren – damit erhält der periodikatypische Gestus des ›Es gibt noch etwas!‹ seine titelspezifischen, charakteristischen Ausprägungen. Auf diese Weise halten Zeitschriften-druckordnungen eigene Optionen für den Umgang mit verschiedenen Zeichen und

Formen parat, entwickeln sie eine eigene Kontaktpolitik: Indem sie darüber entscheiden, was wie zusammengefügt wird, können sie bestimmen, aus welchen und aus wie vielen von ihnen Zusammenhänge gebaut werden, wie locker oder wie stabil und welcher Art solche Zusammenhänge dann sind und welchen Wert und welche Funktion sie haben. Die (ausgedehnte) semantische Kohärenz, der in der Buchdruckordnung in einem festen Rahmen eine einmalig freie Entfaltung gewährt wird, ist hier noch Verhandlungssache: Innerhalb eines leichtgewichtigeren Heftrahmens wägen Zeitschriften in regelmäßiger Rhythmus relational immer wieder ab, wie Semantiken zu portionieren sind, d.h. welchen Raum und welchen Platz sie beanspruchen können, wie weit sie intakt gelassen oder zerstreut werden, ob sie nur wenig oder viel Konkurrenz haben und in welchen Beziehungsformen sie nützlich sind und in welchen nicht.

Das sei beispielhaft ganz knapp an den neun Fortsetzungseinheiten erläutert (vgl. Podewski 2020), die von einer der führenden Familienzeitschriften des 19. Jahrhunderts, der *Gartenlaube*, aus dem Wortlaut von Theodor Fontanes Kriminalerzählung »Unterm Birnbaum« generiert werden und die dabei Bestandteil sind von neun wöchentlich aufeinander folgenden Heften (Heft 33 bis 42 des 1885er Jahrgangs). Auf den je 16, in einem größeren Quartformat gehaltenen Heftseiten sind durchschnittlich zehn Beitragseinheiten verteilt, die zusammengefügt sind aus typografisch auffälligen Überschriften-, zweispaltig gesetzten Text- und meistens auch Bildeinheiten (xylografisch erstellte Bildfläche plus Bilduntertitelung; siehe Abb.). Der Umfang der Texteinheiten liegt bei drei Spalten, der der Bildeinheiten bewegt sich zwischen einer knappen Viertel- und einer Doppelseite. Auf das Titelblatt ist regelmäßig ein Titelkopf, ein Komposit aus Sprach-, Bild- und grafischen Elementen, gesetzt; auf der vorletzten und letzten Seite sind in einer Rubrik unter dem Titel »Blätter und Blüthen« drei bis acht deutlich kleinere Einheiten auf knappem Raum zusammengefasst. Über diese Text- und Bildeinheiten ist zunächst ein familienblatttypisches Spektrum an Themen und Darstellungsformen verteilt – in verschiedenen Kombinationen und Modifikationen, mit gut erkennbaren Akzentuierungen und Spezialisierungen. Hier konzentrieren sich die Fortsetzungsfolgen deutlich stärker als andere Text- und Bildeinheiten auf die Darstellung von Konkretem und Individuellem, d.h. auf zeitlich bestimmte und räumlich verortete Handlungen von Individuen und deren Interaktionen. Diese erkennbare Spezialisierung hat sich aber erst im Erscheinungsverlauf der *Gartenlaube* herausgebildet, in welchem sich allmählich verändert hat, aus welchen Semantiken Einheiten gebildet werden. Dies war ein Prozess der Diversifikation, in dem eine Art Schnittmengenverwandtschaft zwischen allen Einheiten weiter bestehen blieb und in deren Rahmen auch die Fortsetzungseinheiten nicht als etwas Exklusives erscheinen.

Charakteristisch für die Druckordnungen der Hefte ist außerdem, dass ein großer Teil der Beitragseinheiten weder für sich allein noch zusammenhängend gedruckt ist. Text- und Bildeinheiten sind so über die Seiten verteilt, dass man zumeist nur Teilstücke von Beitragseinheiten zu sehen bekommt und dass sich thematisch nicht Zusammengehöriges mischt. In den diversen Berührungen zwischen verschiedenen Einheiten und Elementen, die solchermaßen zustande kommen, lässt sich dann die Kontaktpolitik dieser *Gartenlaube*-Hefte greifen: Der periodikaspezifische Gestus des ›Es gibt noch etwas!‹ ist hier ein *Gartenlaube*-spezifischer ›Es gibt noch etwas anderes!‹, wobei dieses ›Anderes‹ charakteristische Bedeutungscluster umfasst, in den Zonen forcierte Abwechslung aber

auch schon auf die Interaktion von Text- und Bildflächen gerichtet ist. Auf diese Weise generiert sich die *Gartenlaube* mit passenden ge- und durchmischt gedruckten Text- und Bildeinheiten, d.h. in einer spezifisch regulierten Form der Abwechslung und Durchmischung, eine eigene ›Fülle der Welt‹. Wohlgemerkt: Dieses Konzept von ›Fülle‹ lässt sich nicht aus einer klassischen Text-Bild-Korpusanalyse aus den Beitragssemantiken extrahieren. Es entsteht erst in der Art und Weise, wie diese Einheiten gedruckt sind, es ist er-druckt. Mit den Fortsetzungseinheiten ist in diese ›Fülle‹, ist in das Prinzip der Abwechslung das Prinzip der Fortsetzungsserie eingebaut, so dass der periodische Fortgang der Zeitschrift partienweise (in den Heften) und streckenweise (für eine bestimmte Anzahl aufeinanderfolgender Hefte) vom Telos der Serie expliziter motiviert und gestützt ist.

Die Fortsetzungseinheiten sind also nicht einfach nur ein in Teile zerlegter Roman, der dann als ein Ganzes vorauszusetzen wäre. Sie sind vielmehr eine von der Zeitschrift generierte Beitragseinheit, die im Erscheinungsverlauf und im Rahmen der skizzierten Kontaktpolitik allmählich charakteristische, unterscheidbare Eigenschaften gewinnt. Dafür werden immer wieder ähnliche Entscheidungen darüber getroffen, welche Textsemantiken hier zusammenzufügen und wie diese Portionen über die Seiten und Hefte zu verteilen sind. So entsteht eine *Gartenlaube*-spezifische Gattung, die ihre Spezifik aus der Druckordnung und ihrer dynamischen Geschichte heraus gewinnt und als eine von ihr »gestaltete Kontaktzone« (Frank/Scherer 2012: 255) in ihr funktioniert. Ob das ›Literatur‹, ein der Kanonisierung würdiges ›Werk‹, ein ernst zu nehmender Beitrag zum deutschen Realismus ist – darüber wird hier nicht entschieden. So etwas schlägt ein anderes Printformat vor: 1885 wird im Berliner Verlag von Carl Müller-Grote der Wortlaut von »Unterm Birnbaum« als Buchdruckordnung und – in Band 23 der »Grotesche[n] Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller« – als autorschaftlich verantworteter Beitrag zur zeitgenössisch relevanten Romanliteratur präsentiert.

5. Schlussbemerkung

Eines sei abschließend noch einmal klargestellt: Die Frage nach der ›Literatur‹ in ›kleinen Archiven‹ ist im gegenwärtigen Forschungsumfeld eine durchaus heikle, wenn nicht sogar unangemessene: Wenn man sie mit Vorannahmen darüber stellt, was ›Literatur‹ ist, führt sie in einen Zirkel. Denn dann kann man sie überall, auch in Zeitschriften, sicher erkennen, auch wenn sie hier ganz anders gedruckt ist. Die Einbettung ins Medium geschieht nachträglich, mit den eingangs skizzierten und kritisierten Verfahren. Dass in diesem Beitrag die Fortsetzungsfolgen von Theodor Fontanes »Unterm Birnbaum« ausgewählt wurden, um die generische Potenz von Zeitschriftendruckordnungen beispielhaft aufzuzeigen, könnte also missverstanden werden. Die Wahl ist aber nicht auf der Basis solcher Vorentscheidungen über ›Literatur‹ getroffen worden, sondern forschungsstrategisch: Weil die ›kleinen Archive‹ in dieser Einführung dem Themenbereich ›Zeitschriften und Literaturwissenschaften‹ zugeordnet sind, galt es, hier besonders nachdrücklich auf die Differenzen in der Objektbildung aufmerksam zu machen. Fasst man Zeitschriften als ›kleine Archive‹, geht es nicht um die Analyse von ›Literatur in Zeitschriften‹, sondern um Druckordnungen und um das, was sie

hervorbringen. Hier aber kommt ›Literatur‹ nicht mehr als etwas vor, das dem Wortlaut und der Bedeutungsorganisation nach als bekannt vorausgesetzt werden kann.

Abbildung: Beispiel für die heftweise Verteilung von Titel-, Text- und Bildeinheiten in Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt 1885, Heft 38.



Quelle: Im Besitz und Sammlung der Autorin.

Literatur

- Barnhurst, Kevin G./Nerone, John (2001): *The Form of News. A History*. New York/London: The Guilford Press.
- Beck, Andreas (2019): Nicht alles glauben, was geschrieben steht! Wie frühe illustrierte Journale (nicht) über sich Auskunft geben. Pfennig-Magazin zur Journalliteratur, Heft 5. Hannover: Wehrhahn.
- Collier, Patrick (2015): What is Modern Periodical Studies? In: *The Journal of Modern Periodical Studies* 6.2 (2015). S. 92–100.
- Fontane, Theodor (1885): Unterm Birnbaum. In: *Die Gartenlaube* 32 (1885), H. 33–41, S. 533. Deutsches Textarchiv; https://www.deutschestextarchiv.de/book/view/fontane_birnbaum_1885?p=1 (04.04.2022).
- Foucault, Michel (1990): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Frank, Gustav (2014): Was der Fall ist. Zur Funktion von Literatur in ›kleinen Archiven‹ am Beispiel von Schillers »Geisterseher«. In: Düwell, Susanne/Pethes, Nicolas (Hg.): Themenheft Zeitschrift als Archiv. Sprache und Literatur 114 (2014). S. 39–56.
- Frank, Gustav (2017): Die Legitimität der Zeitschrift. Zu Episteme und Texturen des Manigfaltigen. In: Berg, Gunhild/Gronau, Magdalena/Pilz, Michael (Hg.) Zwischen Literatur und Journalistik. Generische Formen in Periodika des 18. bis 21. Jahrhunderts. Heidelberg: Winter. S. 27–46.
- Frank, Gustav/Podewski, Madleen/Scherer, Stefan (2009): Kultur – Zeit – Schrift. Literatur- und Kulturzeitschriften als ›kleine Archive‹. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 34.2 (2009). S. 3–47.
- Frank, Gustav/Podewski, Madleen (2022): The Object of Periodical Studies. In: Ernst, Jutta/von Hoff, Dagmar/Scheiding, Oliver (Hg.): *Periodical Studies Today: Multi-disciplinary Analyses*. Bd. 1. *Studies in Periodical Cultures*. Leiden/Boston: Brill. S. 29–53.
- Frank, Gustav/Scherer, Stefan (2012): Zeit-Texte. Zur Funktionsgeschichte und zum generischen Ort des Feuilletons. In: *Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge* 22.3 (2012). S. 255–270.
- Hahn, Hans Peter (2016): Die Unsichtbarkeit der Dinge. Über zwei Perspektiven zu materieller Kultur in den Humanities. In: Kalthoff, Herbert/Cress, Torsten/Röhl, Tobias (Hg.): *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*. München: Wilhelm Fink. S. 45–62.
- Latham, Sean/Scholes, Robert (2006): The Rise of Periodical Studies. In: *PMLA* 12.2 (2006). S. 517–531.
- Latour, Bruno (2006): Die Macht der Assoziation. In: Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hg.): *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript. S. 195–212.
- Liddle, Dallas (2015): Genre: ›Distant Reading‹ and the Goals of Periodical Research. In: *Victorian Periodicals Review* 48.3 (2015). S. 383–402.
- Podewski, Madleen (2018): ›Kleine Archive‹ in den Digital Humanities – Überlegungen zum Forschungsobjekt ›Zeitschrift‹. In: Huber, Martin/Krämer, Sibylle (Hg.): *Wie Digitalität die Geisteswissenschaften verändert: Neue Forschungsergebnisse*

- und Methoden. Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, Sonderband 3; DOI 10.17175/sb003_010 (18.07.2022).
- Podewski, Madleen (2020): Akkumulieren – Mischen – Abwechseln: Wie die Gartenlaube eine anschauliche Welt drückt und was dabei aus ›Literatur‹ wird (1853, 1866, 1885). Berlin: refubium 2020; <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-28136> (18.07.2022).
- Reckwitz, Andreas (2008): Der Ort des Materiellen in den Kulturtheorien. Von sozialen Strukturen zu Artefakten. In: Ders.: Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziolegie. Bielefeld: transcript. S. 131-157.
- Waldenfels, Bernhard (2010): Sinne und Künste im Wechselspiel. Modi ästhetischer Erfahrung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Zedelmaier, Helmut (2002): Buch, Exzerpt, Zettelschrank, Zettelkasten. In: Pompe, Hedwig/Scholz, Leander (Hg.): Archivprozesse. Die Kommunikation der Aufbewahrung. Köln: Böhlau. S. 38-53.
- Zittel, Claus (2014): Wissenskulturen, Wissensgeschichte und historische Epistemologie. In: Rivista Internazionale di Filosofia e Psicologia 5.1 (2014). S. 29-42.